

NEOLOGISMUS

AUSGABE 11/2017



Bild: Bruno – flickr.com (CC BY-SA 2.0)

De vita linguae mortuae – S. 3



Bild: Jason Benjamin – flickr.com (CC0)

Bitcoin, die Blockchain und technologische Intuition – S. 7



Foto: Maria Ravvina

Von Elfen, Trollen und der Unberechenbarkeit der Natur – S. 18

Inhaltsverzeichnis

1 POLITIK UND GESELLSCHAFT	
De vita linguae mortuae	3
Mut zur Minderheit!	5
2 WISSENSCHAFT UND TECHNIK	
Bitcoin, die Blockchain und technologische Intuition	7
Erfahrungen eines Guides in einer Mathematikausstellung	9
3 FEUILLETON	
Arch Enemy – Will To Power	11
Exploring Rhyme Within Its Historical Context in T. S. Eliot’s <i>The Love Song of J. Alfred Prufrock</i>	15
4 LEBEN	
Von Elfen, Trollen und der Unberechenbarkeit der Natur	18
5 KREATIV	
Der Schöne und das Biest	20
Weg	21
Ein Weihnachtsgedicht	22

Chefredakteur:

Florian Kranhold

Layout:

Tobias Gerber, Florian Kranhold,
Michael Thies
Erstellt mit L^AT_EX

Autoren dieser Ausgabe:

Philipp Sander, Lukas Heimann, Penelope Gehring, Marc Zerwas, Adele Guyton, Maria Ravvina, Charlotte Mertz

Redaktionsanschrift:

Florian Kranhold
Burbacher Straße 108/b
53129 Bonn

Kontakt:

neologismus-magazin.de
facebook.com/neologismus.magazin
info@neologismus-magazin.de
Die gedruckten Artikel geben nicht immer die Meinung der Redaktion wieder. Änderungen der eingereichten Artikel behalten wir uns vor. Trotz sorgfältiger Prüfung übernehmen wir keine Haftung

für die Richtigkeit der abgedruckten Veröffentlichungen.

Der NEOLOGISMUS steht unter einer *Creative Commons*-Lizenz: CC BY-NC-SA 3.0 (Namensnennung, Nichtkommerziell, Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 Deutschland Lizenz, creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/). Zur Verwendung enthaltener Inhalte, die nicht durch diese Lizenz abgedeckt wird, nehmen Sie bitte Kontakt zu uns auf.

Veröffentlicht am 2. Dezember 2017.

POLITIK UND GESELLSCHAFT

De vita linguae mortuae

Warum Latein wichtig ist

VON PHILIPP SANDER



Bild: Bruno – flickr.com (CC BY-SA 2.0)

Zuerst möchte ich, da der Untertitel diese Frage offen lässt, spezifizieren, für wie wichtig ich Latein halte: Meiner Meinung nach sollte das kleine Latinum Voraussetzung für das Abitur sein. Das kleine Latinum umfasst den Spracherwerb und als Literatur Caesar.

Wie komme ich zu dieser Auffassung? Zuerst wäre zu begründen, dass das Lernen von Latein für sich Sinn hat. Dafür sprechen im Wesentlichen drei Gründe:

1. *Die römische Kultur ist prägend für unsere.* Die Römer haben die Zivilisation zu uns gebracht. Sie gründeten Städte, wo die Germanen nur in kleinen Dorfgemeinschaften ge-

lebt hatten, bauten Straßen, wo vorher Pfade waren, schrieben auf, was vorher nur mündlich weitergegeben worden war. Die Römer hatten das heutige deutsche Staatsgebiet nicht einmal annähernd vollständig unter Kontrolle, und doch entstand später das Heilige Römische Reich Deutscher Nation im Versuch der Nachfolge. Die vorherrschende Religion in unseren Breiten, das Christentum, weist große Einflüsse römischer Tradition auf; als Beispiel sei das Datum des Weihnachtsfestes genannt, an dem vor der christlichen Übernahme *sol invictus*, die unbesiegte Sonne (man beachte das Datum nahe der Wintersonnenwende) gefeiert wurde.

Die Sprache der Römer ist noch heute in der (katholischen) Liturgie präsent (wenn auch seit dem 2. Vatikanum natürlich sehr viel weniger). Seit der Reformation findet protestantische Liturgie zwar in der Volkssprache statt, evangelische Theologen haben nichtsdestotrotz ihr Latinum zu absolvieren. Auch wenn wir in säkularen Zeiten leben, kann der Einfluss der Religion über die letzten 2000 Jahre auf unsere heutige Kultur nicht geleugnet werden. Ebenso ist nicht ohne Grund das römische Recht heute noch Beschäftigungsgegenstand moderner Juristen. Auch wenn der römische Staat sicher kein Rechtsstaat war, so weist doch

eine Person wie CICERO ziemlich deutlich auf ein komplexes Rechtssystem mit Möglichkeiten hin, auch gegen gesellschaftliche Rangordnungen mit Klagen erfolgreich zu sein (siehe *In Verrem*). Auch abseits des Rechts sieht man westlichen politischen Systemen schon am Namen die römischen Einflüsse an, auf denen sie gründen (als Beispiel seien die diversen „Senate“ genannt). Sicherlich kann man ein Verständnis und Kenntnisse der römischen Kultur schon in der Schule auch ohne die römische Sprache erwerben. Aber erstens ist die Antike im Geschichtsunterricht (zumindest in Niedersachsen) in der sechsten Klasse Thema, zudem kann man hier das Pech haben, auf einen Lehrer zu treffen, der vollkommen desinteressiert an der Antike ist, zweitens bringt eine Sprache wie kaum etwas anderes eine Kultur zum Ausdruck, denn in Sprache drücken wir unser Denken aus und passen es ihr oder sie ihm an.

2. *Latein schult das Denken.* Die Übersetzung lateinischer Texte erfordert sehr systematisches Vorgehen und stellt selbst Schülern, für die Mathematik in der Schule keine Hürde ist, Probleme, an deren Lösung sie arbeiten müssen. Latein ist ein vergleichsweise schwieriges Schulfach, und das tut unseren tendenziell immer leichter werdenden Curricula ganz gut.

3. *Latein zu lernen, fördert die allgemeinen sprachlichen Fähigkeiten.* Eine Art von Denken fördert Latein besonders; das in grammatikalischen Kategorien. Einen Menschen, der in der Schule mit einem gewissen Erfolg Latein gelernt hat, kann man an seinem Deutsch (bei sonst vergleichbarer Bildung) meist von einem unterscheiden, der das nicht hat¹. Das liegt einmal in der Sprache selbst begründet, die eine vielfältige Grammatik aufweist (im Gegensatz zu den meisten modernen Sprachen), gleichzeitig aber vergleichsweise systematisch ist und wenige Ausnahmen aufweist (im Gegensatz zu Altgriechisch beispielsweise). Zum Anderen hat Latein den großen Vorteil, eine to-

te Sprache zu sein. Ein Vorteil ist dies deshalb, weil so von vornherein ausgeschlossen ist, auf die Anwendbarkeit zu schießen, wie dies bei einer lebendigen Sprache der Fall ist. Das kleine Latinum (oder auch das große) wären sehr wenig hilfreich, um im Alten Rom etwas zu essen zu bestellen, aber das muss der durchschnittliche Schüler ja auch vergleichsweise selten. Stattdessen wird bei Latein ausschließlich eine Schriftsprache erlernt; die Texte sind Literatur. Auf diese Weise werden die nötigen Freiräume für eine Beschäftigung mit der Sprache selbst erst geschaffen. Und durch diese Beschäftigung mit der Sprache wird der Schüler im Idealfall (und das volle Potential eines jeden Unterrichts entfaltet sich nur im Idealfall) zum Nachdenken über Sprache im Allgemeinen angeregt. Auf jeden Fall bekommt er aber die nötigen Begriffe mit auf den Weg, über Sprache zu kommunizieren. Theoretisch könnten dies zwar auch andere Fächer leisten (eigentlich sollte das Fach Deutsch es tun), aber das scheitert meistens an Prioritäten (lebende Sprachen) oder den Fähigkeiten des Lehrers (Deutsch²). Um Konzepte wie Kasus oder Satzstrukturen kann man sich in anderen Fächern drücken, in Latein ist das zum Scheitern verurteilt. Zu dem allgemeinen Sprachverständnis, das später dem Erwerb jeder beliebigen Sprache äußerst zuträglich ist, kommt für viele Sprachen – gerade unserer Nachbarn in Europa – ein großer Nutzen des Vokabulars hinzu. Natürlich gilt dies für die romanischen Sprachen, die vom Lateinischen abstammen, insbesondere aber auch fürs Englische, in dem, wenn man sich in wissenschaftlichen Gefilden oder auf einem höheren sprachlichen Niveau bewegt, der Anteil lateinischer Fremd- und Lehnwörter stetig steigt.

Warum nun gehört Latein in die Schule?

Auf dem Gymnasium, wie es derzeit organisiert ist, kann man als zweite Fremdsprache nach Englisch in der Regel Latein oder eine lebende Sprache lernen (meistens Spa-

nisch oder Französisch). Das Argument für die lebende Sprache statt Latein ist in der Regel die Anwendbarkeit. Das ist Unsinn, die Gründe sind zum Teil schon oben erläutert. Dazu kommt aber die vergleichsweise geringe Wahrscheinlichkeit, tatsächlich auf Kenntnisse in der speziellen Sprache angewiesen zu sein. Zur Kommunikation mit den meisten Menschen reicht Englisch vollkommen aus. Zudem ist die in der Schule erlernte Sprache mit großer Wahrscheinlichkeit bis zum Anwendungsfall so tief in irgendeiner unsortierten Schublade des Hinterkopfes versunken, dass sie nicht mehr viel nützt³. Oder zumindest für den erneuten Spracherwerb nicht mehr nützt als Latein, was das aber für andere Sprachen in weitaus größerem Maße tut. Eine lebende Sprache kann man zudem auch nach der Schule relativ problemlos erlernen, wenn man möchte oder muss. Latein zu lernen erfordert eine Regelmäßigkeit der Beschäftigung mit dem Stoff, die ein berufstätiger Mensch in der Regel nicht aufbringen können.

Dazu kommt, dass das Abitur die *Allgemeine Hochschulreife* darstellt. Die Betonung liegt auf „allgemein“ – das bedeutet, dass jedes universitäre Studienfach ohne den Erwerb von Vorkenntnissen studierbar sein sollte. Viele Fächer setzen aber das kleine Latinum voraus, was immer wieder Menschen zwingt, sich in den ersten Semestern unnötigerweise mit Latein herumzuquälen (denn der Zeitdruck in der Schule ist doch erheblich geringer), statt sich mit ihrem eigentlichen Fach zu beschäftigen; Menschen, die vermutlich größtenteils ihr in der Schule gelerntes Französisch in ihrem Leben niemals benutzen. Der Sinn dieser Latinuskurse ist äußerst fraglich, denn Wissen verschwindet umso schneller wieder aus dem Kopf, in je kürzerer Zeit es hineingequetscht wurde. Dennoch liefern sie zumindest eine Motivation, schon in der Schule Latein zu lernen, somit möchte ich für ihre Abschaffung doch nur zusammen mit der umso vehementeren Forderung nach

¹Dieser persönliche Eindruck lässt sich sogar durch Studien bestätigen, vgl. https://www.researchgate.net/publication/272686756_Seiten_69-81_Der_Latein-Effekt_-_Schult_Lateinunterricht_die_kognitiven_Faehigkeiten, S. 78

²Natürlich gibt es gute Deutschlehrer; der Anteil derer, denen einfach kein besseres Studienfach eingefallen ist, ist aber viel zu hoch.

³Ausnahmen mag es geben, die sind aber vermutlich nicht stärker gesät als diejenigen, die tatsächlich studienbedingt einen direkten praktischen Nutzen von Latein haben

Latein als Pflichtfach plädieren.

Ein Argument gegen Latein als Pflichtfach sehe ich in der dadurch sinkenden und ohnehin unzureichenden Durchlässigkeit von der Realschule zum Gymnasium, wo es, wenn niemandem eine sinnvolle Lösung einfiele, wieder zum Problem der Schnellkurse käme.

Zum Abschluss sei mir noch eine allgemeine Bemerkung zum Nutzen

von Schulstoff gestattet. Die Schule – im Besonderen das Gymnasium – hat nicht den Zweck, den Schüler möglichst effektiv auf das Berufsleben vorzubereiten. Vielmehr soll die Schule ein gesundes Maß an Allgemeinbildung vermitteln, das ihm einen geistigen Hintergrund für seine Arbeit und für sein Leben, insbesondere in der Demokratie, verschafft. Um es an einem extremen Beispiel zu

demonstrieren: Zu wissen, wer Hitler war, nützt dem Durchschnittsbürger in seinem Beruf ziemlich genau gar nichts. Dennoch ist es von herausragender Bedeutung für die Allgemeinbildung und die politische Entscheidungsfähigkeit. Die Fähigkeit, vollkommen ineffiziente, auf den ersten Blick unsinnige Dinge zu tun, unterscheidet den Menschen vom Tier. Und ebenso tut dies die Sprache.

Mut zur Minderheit!

VON PHILIPP SANDER

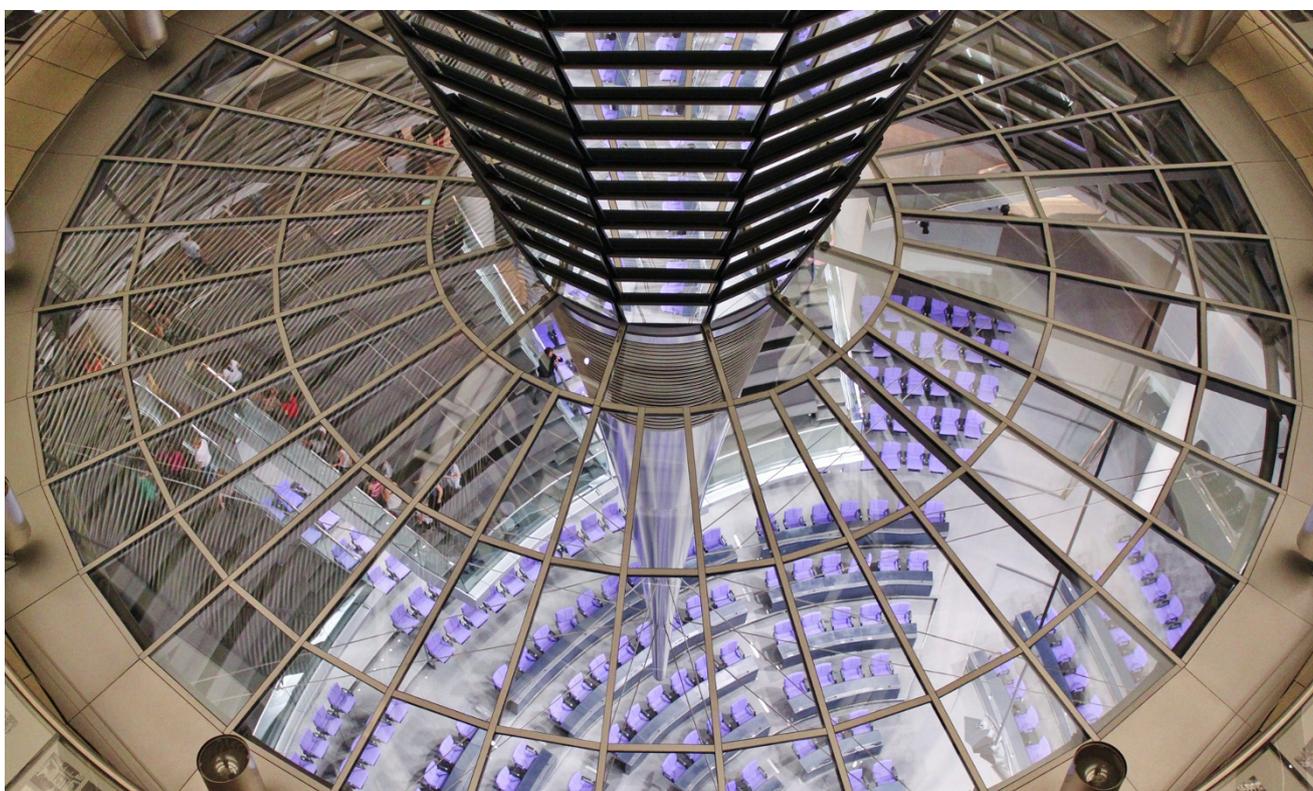


Bild: cocoparisienne – pixabay.com (CC0)

Nach dem Scheitern der Sondierungsgespräche mit Grünen und FDP strebt die CDU derzeit die Fortsetzung der Großen Koalition mit der SPD an. Ich möchte kurz darstellen, warum ich das für keine gute Idee halte.

Wir haben bei der Bundestagswahl ein erschreckend starkes Abschneiden der AfD erleben müssen. Bei Befragungen der AfD-Wähler kommt immer wieder heraus, dass die wenigsten davon die AfD wählen, weil sie inhaltlich mit ihren Positionen übereinstimmen, sondern weil sie den anderen Parteien eine „Lektion erteilen“ wollen. Die Dumm-

heit dieses Handelns ist offensichtlich, aber deshalb kann man es noch nicht ignorieren. Und einer der Gründe für die Enttäuschung über die etablierte Politik ist sicherlich das Fehlen einer starken Opposition in der letzten Legislaturperiode. (Dazu kommt zum Beispiel, dass die Grünen schon weit vor der Wahl angefangen haben, sich auf eine Koalition mit der CDU einzustellen.) Die Fortsetzung der Großen Koalition wird das Vertrauen in die Funktionsfähigkeit unseres parlamentarischen Systems sicherlich nicht stärken. Und dass die vielen Stimmen für eine Partei, die absolut regierungsunfähig ist,

dieses Problem erst verursachen, ist eine Erkenntnis, für die die geistige Leistungsfähigkeit des durchschnittlichen AfD-Wählers vermutlich nicht ausreicht.

Zudem hat die SPD recht, wenn sie aus dem Wahlergebnis ableitet, dass die Wähler keine Regierungsbeteiligung der Sozialdemokraten wollen. Wenn sie das missachtet, wird sie bei der nächsten Wahl noch schlechter abschneiden, und das ist nicht nur schlecht für die SPD, sondern für das politische System insgesamt, weil es dann erst einmal auf absehbare Zeit nur noch CDU-geführte Regierungen geben wird.

Neuwahlen wären zweifellos keine gute Alternative, denn das Versagen der etablierten Parteien bei der Regierungsbildung würde wohl in erster Linie der AfD zugute kommen, womit eine Regierungsbildung danach dann noch schwieriger wäre. Deshalb möchte ich für die Bildung einer Minderheitsregierung plädieren.

Die CDU und insbesondere ihre Vorsitzende mögen diesen Gedanken nicht besonders. Das liegt daran, dass das ständige Suchen von Partnern für einzelne Themen natürlich viel anstrengender ist, als einen Koalitionspartner zu haben, auf den man sich verlassen kann. Zudem dürfte es sehr viel schwieriger für Angela Merkel werden, während einer

Minderheitsregierung einen Nachfolger ins Kanzleramt einzuführen. Parteitaktisch mag die Minderheitsregierung für die CDU also ungünstig sein, der Demokratie würde sie aber, so denke ich, gut tun.

Eine Minderheitsregierung geht ja nämlich nicht nur mit einer schwächeren Regierung einher, sondern auch mit einer Opposition, die sich Destruktivität viel weniger leisten kann, wenn sie glaubwürdig bleiben möchte. Wenn prinzipiell das ganze Parlament an Entscheidungsprozessen beteiligt ist, wird Fundamentalopposition fast unmöglich. Darin liegt viel Potential, sowohl was die AfD angeht, die zu mehr als zu Destruktivität nicht fähig ist, als auch

was den fundamentalen Flügel der Linkspartei angeht. Gleichzeitig ist ein nicht von vornherein zweigeteiltes, bunteres Parlament viel demokratischer, weil es die Meinungsvielfalt in der Gesellschaft viel besser abzubilden imstande ist.

In diesem Sinne möchte ich die SPD aufrufen, von einem sinnlosen Opfer abzusehen und der CDU sagen: Sie nehmen derzeit, wenn es um Ihre Konkurrenten geht, sehr gerne die Vokabel von der „staatsmännischen Verantwortung“ in den Mund; springen Sie doch zur Abwechslung auch einmal selbst über Ihren Schatten und wagen Sie, wo sie doch schon eine Physikerin an der Spitze haben, ein Experiment.

WISSENSCHAFT UND TECHNIK

Bitcoin, die Blockchain und technologische Intuition

Oder: Der gefährliche Hype um die Kryptowährungen

VON LUKAS HEIMANN



Bild: Jason Benjamin – flickr.com (CC0)

Bitcoin, die inzwischen fast 10 Jahre alte digitale Währung, und die dahinterstehende Technologie der Blockchain sind aktuell auf dem Gipfel eines Hypes. Und das nicht unberechtigt: Die Idee eines digitalen Geldes ohne zentrale Instanzen, die dieses kontrollieren können (wie (Zentral-)Banken oder Regierungen), ist in der Tat verlockend. Ein Netzwerk, das Werte und ihre Weitergabe abbilden kann, ohne dass ich einem Teilnehmer vertrauen muss, ist genial. Und während es immer neue Kryptowährungen gibt (Ethereum, Iota, ...) und geheime „Bitcoin-Clubs“ die neuen nigerianischen Prinzen in meinen Spam-Mails werden, sind inzwischen auch Unternehmen auf den Hype aufge-

sprungen und wollen alles in mindestens einer *Enterprise-Blockchain* abbilden. So überlegt die Deutsche Bahn etwa, Züge mittels dieser Technologie automatisch bei der Einfahrt in Bahnhöfe über eine eigene, interne Kryptowährung bezahlen zu lassen^[1] – obwohl eine einfache, zentrale Datenbank vielleicht auch ausreichen würde.

Hype

Allerdings zerfällt die Diskussion um das Thema Kryptowährungen und Blockchain aktuell in zwei große Teile: Zum einen gibt es eine technologische Diskussion: Warum wurde Bitcoin und seine Technologie erfunden, welche Probleme werden adressiert,

wie funktioniert die Umsetzung, welche Herausforderungen gibt es und wie kann man diese ganz konkret angehen. Und dann gibt es noch die Diskussion, die vornehmlich von BWLern geführt wird und in der wild zusammenphantasiert wird, was mit Blockchain alles möglich sein könnte. Und weil die technologische Diskussion sehr komplex ist und gerade im Vergleich zu den potentiellen Möglichkeiten der Technologie einfach furchtbar langweilig wirkt, findet sie in der breiten Öffentlichkeit selten statt. Stattdessen wird der BWL-Perspektive das Feld überlassen, deren Themen und Argumente leider häufig ohne Fundierung in der technologischen Realität daherkommen.

So habe ich kürzlich am KIT eine Diskussionsrunde mit dem vielsagenden Titel „Blockchain oder Flop-chain – unser Leben 2050“¹ gehört. Auf der Bühne ein Professor Doktor der BWL (Leiter des Blockchain Center der Frankfurt School of Finance and Management), der Innovationsmanager von EnBW (ebenefalls BWLer) sowie ein Doktor für Maschinenbau und Verfahrenstechnik vom Fraunhofer Institut für System- und Innovationsforschung, der für sein intelligentes Stromnetz vielleicht irgendwie Blockchain nutzen will. Aber *kein einziger* Informatiker, der irgendwie wissenschaftlich und technisch fundiert wüsste, wie Bitcoin oder andere Systeme auf Blockchain-Basis funktionieren.

Das hatte natürlich Auswirkungen auf den Inhalt der Diskussion, die ohne Bindung an die Realität stattfand. Gerade der Innovationsmanager von EnBW hat in seinem Impulsvortrag absolut unreflektiert gebrainstormt, ohne dass im anschließend widersprochen wurde: Von selbstfahrenden Autos nach dem Carsharing-Prinzip, die ihr eigenes Kryptogeld besitzen um automatisch mit sogenannten *Smart Contracts* bezahlt zu werden und sich selbst an der E-Tankstelle aufladen können, bei denen man während der Fahrt Werbung in den Läden vor dem Fenster gucken kann, die dem Mitfahrer dann Kryptogeld dafür überweisen – und wenn man dann direkt per App bestellt, kriegt man die Lieferung per Drohne gleich bei Ankunft am Zielort.² Von *Ich-Tokens*, einer eigenen Kryptowährung pro Bürger, so dass Unternehmen in mich und meine Entwicklung investieren können und ich meinen Wert direkt per App auslesen und verbessern kann. Ich muss das nochmal beteuern, ich übertreibe hier nicht!

Mal ganz abgesehen von diesen teilweise Horror-Szenarien wurden Blockchains an jeder Stelle als Wundermittel präsentiert, mit dem alles anders und besser geht als heute – ganz ohne Klärung, wie genau das funktionieren soll in einem verteil-

ten System, in dem man Werte übertragen kann und niemandem vertraut bzw. vertrauen möchte. Kritische Fragen aus dem Publikum über grundsätzliche Probleme der Technologie wie der Verbindung zur physischen Welt³ oder die Frage der Skalierung auf mehr als nur den eingeschränkten Benutzerkreis von Kryptowährungen aktuell *können* dann nicht beantwortet werden – es wurde dem Publikum schlicht keine Basis vermittelt, auf der man hätte diskutieren können. Stattdessen wird abgewunken mit Aussagen wie „Ja, da wird ja gerade sehr viel Geld investiert in das Thema, und mit viel Geld wird irgendwer irgendwann das Problem schon lösen können.“

Für mich das Fazit: Dieses Panel war unsinnig, hat niemanden sinnvoll weitergebracht und war höchstens unreflektiertes Marketing.

Intuition

Allerdings wurde ich für diese Meinung auch kritisiert: Mal ganz ab von der technischen Debatte sei es ja das Ziel, die Blockchain in den Mainstream zu bringen. Und in der Tat, warum auch nicht? Es kann nicht schaden, diese vielleicht wirklich bedeutende Technologie dem „normalen Bürger“ mal näher zu bringen. Und schließlich muss man ja auch nicht jedes mathematische Detail verstehen, um die Technologie später verwenden zu können. Dieses Argument ist auch in der Diskussionsrunde gefallen, hier anhand einer Analogie: Man muss die Technologie des Internets ja *auch* nicht verstehen, um es zu benutzen. Allerdings halte ich diesen Vergleich für nicht ganz zutreffend, und hier muss ich ein bisschen ausholen.

Um sinnvoll über Einsatzzwecke von technischen Systemen reden zu können, sind zwei Faktoren relevant:

- Welche Leistungen und Garantien liefert das System auf Basis welcher Technologien/Konzepte/Annahmen?
- Wie intuitiv sind diese Techno-

logien/Konzepte/Annahmen greifbar?

Nehmen wir zum Beispiel das Internet. Die Leistung ist ganz klar: weltweite Vernetzung. Was ist die Basis? Elektronische Datenübertragung. Und diese elektronische Datenübertragung ist ein greifbares Konzept: Menschen kennen Telefone, die Sprache über elektrische Leitungen transportieren können, und sind somit relativ einfach in der Lage zu sehen, dass das im Internet auch irgendwie so gehen könnte. Garantien bietet das System „Internet“ dabei quasi keine: Es ist zum Beispiel nicht garantiert, dass die Daten auf dem Übertragungsweg nur in Deutschland bleiben, auch wenn ich aus Karlsruhe die Website des ÆOLOGISMUS aufrufe. Um die Garantie, dass Daten ein Land nur dann verlassen, wenn der Kommunikationspartner im Ausland ist, zu dem System hinzuzufügen, muss man zusätzliche Konzepte einführen und erklären, wie Routing im Internet funktioniert. Da werden intuitiv greifbare Konzepte schon schwerer zu finden.

Ein anderes Beispiel für eine Garantie, die es im Internet an sich so nicht gibt, ist Übertragungssicherheit der Daten – jeder auf dem Weg kann mitlesen. Diese zusätzliche Leistung gibt es aber trotzdem, und zwar über die zusätzliche Technologie *Verschlüsselung*. Aber hier ist das Konzept wieder greifbar, auch ohne, dass man sich mit Verschlüsselung detailliert auseinandergesetzt hat. Viele werden schon in ihrer Schulzeit geheime Nachrichten auf Papiertzeln verschickt und dafür irgendeinen Code oder eine Geheimschrift verwendet haben. Das grundlegende Prinzip ist also klar, die Technologie damit intuitiv begriffen – der Fokus kann auf die Nutzung gelegt werden: Was kann man mit dem Internet so alles neues anstellen.

Ganz anders verhält sich da ein System auf Blockchain-Basis wie etwa Bitcoin. Die Leistung ist hier ei-

¹Wortspiele oder die vielsagende Frage „Hype or Reality“ gehören natürlich dazu – auch wenn der „Hype“-Part später nie wirklich angesprochen wird

²Wem das hier zu sehr nach dem Plot des neuen MARC-UWE KLING-Romans *QualityLand* klingt – so ging es mir auch.

³DB-Beispiel: Woher weiß ich denn sicher, dass der Zug im Bahnhof eingefahren ist? Da muss ich einem Sensor vertrauen. Kann ich das in jedem Fall, wenn ich den nicht wieder von einer zentralen Stelle verberge?

ne verteilte Buchhaltung in einem Netzwerk, ohne dass ich die Teilnehmer des Netzwerks kennen oder ihnen vertrauen muss. Auf welcher Basis geht das? Insbesondere durch ein ausgefeiltes Anreizsystem, das auf schlaunen mathematischen Tricks beruht. Das Problem ist hier, dass man, ohne die mathematischen Tricks zu verstehen (die leider nicht so intuitiv sind wie die Idee von Verschlüsselung), das Anreizsystem und somit die Garantien eines Blockchain-Systems nicht verstehen kann – man kann neue Nutzungsmöglichkeiten also nur sehr schwer bewerten und muss bei der Verwendung sehr vorsichtig sein.

Daher halte ich alle Veranstaltungen, die ausschließlich über potentielle Anwendungen spekulieren, ohne das System und die Technik dahinter zu erklären und zu plausibilisieren,⁴ für zumindest problematisch.

Lernen

Dabei gibt es eine ganze Reihe von sinnvollen Einstiegspunk-

ten, um auch in Tiefe mehr zu erfahren. Als Start empfehle ich ein sehr gut gemachtes, etwa 26-minütiges Video des YouTube-Channels *3Blue1Brown*: „Ever wonder how Bitcoin (and other cryptocurrencies) actually work?“^[2] Mich selbst hat in den letzten Tagen dieser Artikel von ADAM LUDWIN im Verständnis von Kryptowährungen nochmal ein gutes Stück weitergebracht: „A Letter to Jamie Dimon – And anyone else still struggling to understand cryptocurrencies“.^[3]

So häufig inzwischen der Kollaps von Bitcoin vorhergesagt wurde (hier etwa Anfang 2016^[4]), Blockchain sieht aus wie eine Technologie, die bleiben wird.

In einem Artikel über die scheinbar typisch deutsche Technik- und Mathematik-Aversie^[5] wird die Risikointelligenz-Expertin BRIGITTE WITZER zitiert: „Deutschland ist ein Land der Ingenieure, beim Technikthema fühlen wir uns sicher.“ Aber diese Sicherheit ist eben manchmal doch ein Trugschluss, ge-

rade wenn Technologie nicht intuitiv greifbar ist.

Ich weiß, auf eine technischere Weise tiefer in das Thema einzusteigen, kostet ein bisschen mehr Mühe als so manch spannende Träume aus der betriebswirtschaftlichen Ecke zu hören. Aber ich bin mir ziemlich sicher, dass es sinnvoll investierte Zeit ist.

-
- [1] <http://digitalspirit.dbsystel.de/eine-disruptive-technologie-fuer-den-naechsten-digitalisierungsschritt/> (abgerufen am: 25.11.2017)
 - [2] <https://www.youtube.com/watch?v=bBC-nXj3Ng4> (abgerufen am: 25.11.2017)
 - [3] <https://blog.chain.com/a-letter-to-jamie-dimon-de89d417cb80> (abgerufen am: 25.11.2017)
 - [4] <https://blog.plan99.net/the-resolution-of-the-bitcoin-experiment-dabb30201f7> (abgerufen am: 29.11.2017)
 - [5] <https://www.heise.de/newsticker/meldung/Die-Deutschen-und-ihr-Verhaeltnis-zur-Mathematik-3901785.html> (abgerufen am: 28.11.2017)

Erfahrungen eines Guides in einer Mathematikausstellung

VON PENELOPE GEHRING

„Mind and Shape“ ist die am 19. Januar 2017 eröffnete Mathematikausstellung an der Universität Tübingen. Die Ausstellung ist in mehrere Teilgebiete aufgeteilt – Differentialgeometrie, Algebraische Geometrie, klassische Geometrie, Computergraphiken und berühmte Tübinger Mathematiker. Es werden geometrische Modelle und andere Veranschaulichungen der Mathematik ausgestellt. Unter anderem haben wir auch einen Touchscreen in der Ausstellung aufgestellt, an dem spielerisch mathematische Konzepte wie Symmetriegruppen und Algebraische Flächen erlernt werden können. Das Ziel dieser Ausstellung ist es unter anderem, der Öffentlichkeit zu zeigen, dass Mathematik nicht nur ein theoretisches und sehr trockenes Konstrukt ist, sondern auch

etwas Schönes, Reales hervorbringen kann. Man möchte zeigen, dass die Mathematik auch etwas Praktisches und Sinnvolles ist. Um dieses Ziel zu erreichen und den theoretischen Hintergrund den Besuchern näher zu bringen, wurden Studenten als Guides für diese Ausstellung ausgebildet. Zu diesen Studenten gehöre auch ich. Unsere Aufgabe besteht darin, die Besucher von Mathematik zu begeistern, ihnen Anekdoten zu erzählen und ihnen angepasst an ihr mathematisches Können die Mathematik hinter den schönen Formen zu erklären. Gerade der letzte Teil führt oft zu Problemen und als Guide fragt man sich oft, ob das Ziel der Ausstellung wirklich erreicht wurde. Viele meiner Erfahrungen deuten in die andere Richtung.

Während der letzten Semester gab

es drei Arten von Führungen. Die Führungen bei der Eröffnung der Ausstellung, die für die Öffentlichkeit bei Veranstaltungen der Universität und die für Schulklassen. Meine Erfahrung mit diesen Führungen und mein daraus resultierender Blick auf die Ausstellungen möchte ich im Folgenden beschreiben.

Am 19. Januar wurde die Ausstellung mit Vorträgen und einer Führung eröffnet. Die Gäste der Eröffnung kann man in drei Kategorien aufteilen. Als erstes alte Mathematik-Professoren, zum Zweiten die Mathematiker des Tübinger Fachbereichs und dann noch ein paar Nicht-Mathematiker.

Letztere waren nur zu wenigen erschienen und auch diese sind nach den sehr langen und eher mathematischen Vorträgen nach Hause geggan-

⁴Ich erwarte von niemandem, dass er die Mathematik voll versteht – ich tue das ja selber auch nicht!

gen. Von den anderen Gruppen haben wir selber meist Erklärungen bekommen, die sehr interessant waren, aber leider eher weniger mit der Ausstellung zu tun hatten. Dies zeigte, dass trotz Bekanntgabe in Zeitung und Internet das Interesse der Öffentlichkeit eher mäßig war. Die Beschreibung der Ausstellung auf der Seite der Universität Tübingen ist auch nicht sonderlich informativ und hört sich genauso trocken an, wie sich die meisten Mathematik vorstellen. Der Anfang dieser Ausstellung deutete also nicht ein Erreichen ihres eigentlichen Ziels an.

Es gab in den letzten Monaten zwei große Veranstaltungen an der Universität Tübingen. Im April das „Tübinger Fenster für Forschung“ (kurz TÜFFF) und im Oktober der „Dies Universitatis“.

Beide Veranstaltungen liefen ganz unterschiedlich ab. Der Dies Universitatis ist zwar öffentlich, aber die Hauptadressaten sind neue Studenten, die die Universität kennenlernen möchten. Es wurde im zugehörigen Flyer Werbung für zwei geplante Führungen gemacht, welche leider sehr gering besucht waren. Die Besucher waren aber sehr interessiert und durch ein sehr konsistentes mathematisches Level konnte man gute Erklärungen zu den Exponaten liefern und mit ein paar Anschauungen und eigenen Anekdoten aus dem Studium die jungen Studenten sogar etwas von der Mathematik begeistern. Hier wurde sicherlich das Ziel der Ausstellung erreicht, obwohl man natürlich nur schon Mathe-Interessierte noch mehr begeistert hat.

Das „TÜFFF“ stand ganz im Kontrast dazu. Hierzu gab es eine Art Markt, auf dem die Fachbereiche sich vorstellten. Neben dem Stand der Mathematiker war auch die Ausstellung recht beliebt. Leider wurden die Führungen als grundschultauglich ausgeschrieben, weswegen auch Familien mit kleineren Kindern anwesend waren. Damit war das mathematische Niveau natürlich vollkommen unterschiedlich. Weiterführend

haben die Eltern eine gewisse Erwartung an uns gestellt, ihre Kinder einzubeziehen und zu unterhalten. Dies ist im Allgemeinen kein Problem, aber Personen, die so ein unterschiedliches Vorwissen haben, eine Mathematikausstellung zu erklären, und zeitgleich noch Kinder zu begeistern, ist eine Utopie. Schlussendlich hat ein Guide mit den Kindern gespielt und der andere hat versucht, die geometrischen Modelle auf mehrere Weisen zu erklären. Hier wurden viele Fragen zu dem Sinn der Ausstellungsstücke gestellt: „Für was sind diese algebraischen Flächen nützlich?“, „Was erreichen Mathematiker dadurch, dass sie diese Modelle anschauen und basteln?“ oder „Kann man diese Modelle im realen Leben anwenden?“. Diese Fragen sind sehr schwer zu beantworten und zeigen auf, dass diese Ausstellung zwar Mathematik veranschaulicht, aber keinesfalls die Mathematik näher an die Menschen heranbringt. Im Gegenteil wirkt sie wie eine Spielerei, mit der man schöne, aber unsinnige Dinge hervorbringt. Der Touchscreen ist der einzige Lichtblick hierbei, da dieser zumindest durch „Die Karten der Welt“ eine sehr gut erklärbare Anwendung von Mathematik liefert. Es ist einfach zu erklären, dass es Probleme machen kann, die Oberfläche einer Kugel auf ein Papier zu projizieren. Mit dem Touchscreen kann man den Besuchern dann zeigen, dass keine der Karten ein „perfektes“ (längen-, winkel-, volumentreu) Abbild der Welt ist. Dies hat die meisten Besucher begeistert und sie haben fleißig die verschiedenen Karten verglichen. Damit wurde zumindest zum Teil das Ziel der Ausstellung erreicht.

Eine Schulklasse durch die Ausstellung zu führen, ist sehr verschieden von den oberen Punkten. Die Organisation ist schon ganz anders. Bei Schulklassen haben wir meistens ein sehr ähnliches mathematisches Vorwissen, welches wir anhand der Klassenstufe leicht bestimmen können. Damit können wir uns gezielt

auf ein festes Niveau vorbereiten. Weiterführend sind die Lehrer auch sehr interessiert an der Mathematik hinter der Ausstellung. Dadurch beginnen wir eine Schulklassenführung mit einem kleinen Vortrag zu den wichtigsten mathematischen Konzepten, welcher von den Schülern bis auf ein paar Einzelfälle sehr interessiert aufgenommen wurde. Die Schüler stellten meist viele Fragen und waren gerade für das Ausprobieren am Touchscreen sehr empfänglich. Obwohl die Schüler Spaß an der Ausstellung zeigten, ist zu bezweifeln, dass wir viele von ihnen für ein Mathematikstudium begeistern konnten. Dazu sieht die Ausstellung zu wenig danach aus, dass Mathematik einen Sinn und Zweck hat. Dies wurde sicherlich auch dadurch verstärkt, dass wir auf die Frage „Was für Berufe könnt ihr nach dem Studium ausüben?“ zwar viele Branchen nennen konnten, aber eigentlich selber wenig genaue Ahnung von der Arbeit eines Mathematikers in der Industrie hatten.

Insgesamt denke ich, dass die Ausstellung einen guten Eindruck von den geometrischen Modellen und damit der anschaulichen Seite der Geometrie liefert, nur denke ich ebenfalls, dass sich nur Mathematiker daran wirklich erfreuen können. Für die Allgemeinheit ist die Ausstellung zu klein, um ein Bild von der Mathematik zu bekommen. Sie ist zu einseitig auf ein Themengebiet beschränkt und lässt die Mathematik nur wie eine Spielerei aussehen, da die Besucher den Hintergrund hinter den Objekten auch mit den Erklärungen der Guides nur erahnen können. Ich freue mich immer, eine Führung machen zu können, doch glaube ich nicht, dass die Ausstellung den Sinn erfüllt, der gewünscht war. Doch sind wir Guides zufrieden, wenn zumindest die Mathematiker mit Begeisterung bei den geometrischen Objekten stehen und uns an ihrem Wissen teilhaben lassen.

FEUILLETON

Arch Enemy – Will To Power

Will es dem großen Erbe gerecht werden?

VON MARC ZERWAS



Bild: Markus Felix – commons.wikimedia.org (CC BY-SA 3.0)

Es ist schon faszinierend, was für einen positiven Effekt ein Wechsel der Sängerin auf die Außenwirkung einer Band haben kann. Bis 2014 war ANGELA GOS-SOW unweigerlich als Gesicht und Stimme von *Arch Enemy* mit der Band verbunden und es schien zu diesem Zeitpunkt undenkbar, dass ein Wechsel anstünde. Mit ihrem aggressiven gutturalen Gesang kreierten die Schweden Meisterwerke wie die Alben *Doomsday Machine* oder *Khaos Legions*. Umso überraschender war es, als Angela am 17. März 2014 ihre Karriere als Sängerin beendete und fortan das Management der Band übernahm. An ihrer statt sprang ALISSA WHITE-GLUZ ein, welche zuvor bei der von ihr gegründeten Band *The Agonist* sang. Wenige Monate später erschien

mit *War Eternal* das für meine Begriffe beste Album der Bandgeschichte und die in der Szene ohnehin schon populäre Band hatte sich nun mit an die Spitze des Melodic Death Metals gesetzt. Das Album verband die gewohnte Härte des Genres, teilweise durch einen noch tieferen Gesang als noch zu Angelas Zeiten, mit fantastischen Gitarrensoli sowie wunderbar eingängigen Melodien. Ähnliches versuchten bereits die Vorgängeralben, doch zu keinem Zeitpunkt in der bisherigen Bandhistorie wirkte diese Symbiose so stimmig wie in diesem Werk.

Drei Jahre nach dem Umbruch in der Band steht nun das neue Album *Will To Power* an. Im Gegensatz zu *War Eternal* hatte Alissa sowie der nach dem Album hinzugekommene Gitarrist JEFF LOOMIS

nun Gelegenheit, den Entstehungsprozess mit zu beeinflussen, wenngleich Mastermind hinter den meisten Stücken nach wie vor das einzig verbliebene Gründungsmitglied MICHAEL AMOTT bleibt.

Ungleich, ob man sich für die CD, die Schallplatte oder das große Boxset entscheidet, die Verarbeitung und die Präsentation des Tonträgers ist wahrlich superb. Alles ist hübsch geprägt, das Cover sowie die Artworks im Innern sind ebenso schlicht wie detailreich. Das Boxset beinhaltet neben zahlreichen weiteren Goodies noch eine weitere EP, welche einen netten Bonus darstellt; jedoch möchte ich auf diese weniger im Detail eingehen, da sie auch nur exklusiv in dieser Edition erhältlich ist. An der Verarbeitung ist jedoch nicht das Geringste zu beanstanden. Doch

optische Präsentation hin oder her, es zählt in erster Linie, was man auf dem jeweiligen Datenträger findet oder was der gewünschte Streamingdienst einem denn so streamt. Tauchen wir nun also ein ins zehnte *Arch Enemy*-Album *Will To Power*:

Zu meiner großen Freude startet man nicht sofort mit dem ersten vollständigen Song, sondern hat dem Album ein nettes Intro spendiert. *Set Flame To The Night* demonstriert, auf welche Soundkulisse wir uns für die kommenden 50 Minuten einstellen dürfen. Im Wesentlichen finden sich hier zwei von der Leadgitarre dominierte Themen, welche einen angenehm treibenden Charakter vermitteln. Wirklich viel gibt es zu diesem Stück jedoch nicht zu erwähnen; es erfüllt vollkommen seine Rolle, doch hätte ich mir, wie so oft, einen sanfteren Übergang zum ersten Stück gewünscht.

Denn *The Race* rast sofort mutig voran. Hätte das Album mit diesem Song so angefangen, wäre es etwas unglücklich. Es handelt sich zwar bei Weitem nicht um den stärksten Song auf dem Album, welcher aufgrund seiner doch sehr simplen Struktur etwas einfältig wirkt. Mein Hauptproblem ist hierbei, dass das Tempo konstant auf einem absurd hohen Level bleibt und es somit sehr schnell zu Ermüdungserscheinungen kommt. Dies geht sogar so weit, dass der Refrain bei den ersten Durchläufen kaum von den Strophen zu trennen ist, da er in Relation schlicht zu ähnlich anmutet. Was diesen Song dennoch etwas abhebt, ist die ein oder andere exponierte Gitarrenpassage. So stechen diese bereits im unauffälligen Refrain leicht positiv heraus, doch speziell zwei Soli im Mittelteil sowie im Finale des Songs sorgen für Freude.

Erst relativ spät im Song sorgt ein Abschnitt für ein bisschen Varianz: Für einige Sekunden wechselt man in einen interessanten Midtempo-Riff und auch Alissas Gesang mutet ungleich tiefer und bedrohlicher an. Es ist ein kleiner Wechsel in der Atmosphäre, der schließlich in das bereits erwähnte herausragende Solo führt. Dieser Übergang ist gewiss der stärkste Teil des Songs. Das zweite Solo zum Schluss ist wie das ge-

samte Finale etwas kurz und hastig ausgeführt. Dadurch endet der Song ähnlich wie er begonnen hat. Doch auch wenn vieles sehr negativ klingen mag, so macht er dennoch Spaß. Technisch ist er sehr gut ausgeführt und alle Passagen fließen extrem gut ineinander. Es gibt leider nur wenig herausragende und wirklich packende Elemente und er erzeugt keine wirklich interessante Atmosphäre.

Glücklicherweise ändert sich dies mit *Blood In The Water*. Der Song teilt die starken Aspekte von *The Race*, präsentiert diese jedoch ungleich überzeugender. Nach einem rasanten Beginn erzeugt Alissas fast schon flüsternde Sprechpassage eine ziemlich interessante und spannende Atmosphäre, bevor wir durch einen nett gelösten Übergang in die erste Strophe geworfen werden. Die Strophen sind einen Hauch langsamer ausgeführt als im letzten Stück und vermitteln ein leichtes Thrash-Metal-Gefühl, was für eine interessante Dynamik mit dem restlichen Song sorgt.

Eine besondere Aufmerksamkeit bedarf auch der oberflächlich etwas simple Refrain. Dessen Melodie ist zwar nicht sonderlich komplex, wird jedoch so zahlreich durch unterschiedliche Begleitungen und kleine Änderungen in der Tonfolge variiert, dass er auch nicht wirklich langweilig wird. Besonders Alissas Beitrag zu diesem Lied sorgt für unheimlich viel Varianz in etlichen Passagen. Wo *The Race* noch sehr limitiert war, entwickelt sich *Blood in the Water* von Durchlauf zu Durchlauf immer weiter. Dass Amotts Gitarrenspiel erneut durch die Bank überzeugen kann, passt wunderbar zu dem ohnehin schon extrem positiven Gesamtbild.

The World Is Yours fühlt sich schließlich nach der logischen Konsequenz aus *Blood in the Water* an. Feuern die Strophen zu Beginn ein regelrechtes Rifffeuerwerk ab, bleiben sie dennoch gut strukturiert. Es handelt sich um eine sehr gute Einleitung in den Song, die jedoch schnell vom überragenden Refrain überschattet wird. Dieser wird von einer wunderbar eingängigen Melodie getragen, welche wesentlich stärker heraussticht, als alles, was die ers-

ten beiden Songs darzubieten hatten. In mancherlei Hinsicht hätte dies stilistisch auch sehr gut in *War Eternal* gepasst.

Das faszinierende und für das Genre nicht gerade übliche Stilmittel ist jedoch erneut, wie sich diese Leitmelodie über das gesamte Stück hinweg weiterentwickelt und variiert wird. Dadurch wird die sonst etwas dröge Strophe-Refrain-Struktur angenehm aufgelockert. In der zweiten Hälfte finden wir sogar eine Klavierversion der Melodie wieder, begleitet von einem auch eher untypischen Flüstern der Lyrics. Wenn sich im Anschluss der Tastenkasten mit der Gitarre abwechselt, wirkt diese untypische Fusion auch nicht im Entferntesten erzwungen. Grundsätzlich fällt die gesamte zweite Hälfte des Stücks außerordentlich positiv auf. Viele Variationen von bereits etablierten Ideen, sowie einige neue Gedanken sorgen für Abwechslung. Und dennoch fühlt sich das Lied wie ein stimmiges Gesamtwerk an, in diesem Sinne schlüssig mit einem herausragend gelungenen Ende belohnt.

Ich halte *The World is Yours* tatsächlich für einen der stärksten Songs, welche *Arch Enemy* in den letzten Jahren veröffentlicht hat. Es lässt sich am besten als eine sehr gelungene Fortsetzung aller positiven Eigenschaften des Vorgängeralbums beschreiben und wäre auf *War Eternal* auch sehr gut aufgehoben gewesen.

Doch wie schließt man an dieser Stelle nun sinnvoll an, ohne zu enttäuschen? *The Eagle Flies Alone* ist wesentlich ruhiger angelegt als seine drei rasanten Vorgänger. Das Stück baut stattdessen vielmehr eine getragene, nahezu epische Stimmung auf. Gingen die bisherigen Stücke in Bruchteilen von Sekunden direkt von 0 auf 100, finden sich nun zunächst sehr leise Klavier- und Gitarrenklänge. Nach einiger Zeit formen diese auch relativ geschickt das Kernthema des Refrains. Dieses Thema beinhaltet – für die Band äußerst ungewöhnliche – weite Melodiebögen, welche im starken Kontrast zu dem bisher Gehörten stehen. Die Strophen werden hingegen von einem sehr treibenden Gitarrenspiel dominiert, welches auf eine interessante

und gleichermaßen simple Art Spannung aufzubauen vermag.

Sehr schön ist auch wieder zu hören, dass man nicht gleich in den fantastischen Refrain springt, sondern sich zuvor in mehreren Varianten der Melodie dem finalen Bombast annähert, sodass dieser in letzter Konsequenz umso mächtiger wirken kann. Die zweite Hälfte des Songs ist erneut für spannende musikalische Experimente reserviert, auch wenn diese nun weniger vom Grundtenor des Liedes abweichen. Vielmehr etabliert man mehrere nicht unpassende Ideen, welche am Ende doch wieder auf hübsche Art und Weise zurück zum Hauptthema des Stückes führen.

Nachdem das letzte Mal der Refrain verklungen ist, landen wir bei einem sehr schönen Klavieroutro, welches so einen netten Rahmen um das Gesamtwerk spannt. Von allen bisherigen Stücken ist *The Eagle Flies Alone* vielleicht das in sich schlüssigste und konsistenteste Lied. Dafür opfert es etwas der Abwechslung aus *The World is Yours*, doch halte ich das für einen nicht illegitimen Tausch. Ein extrem gutes Lied für meine Begriffe.

Reason to Believe geht tatsächlich noch einen Schritt weiter und wagt erstmalig in der Bandgeschichte einen ungewohnten Stilwechsel. Bereits das ruhige, leicht melancholische Gitarrenintro sorgt für gesteigerte Aufmerksamkeit, da solch behutsame Klänge bei diesen Schweden eher selten sind. Doch als der klare und ausgesprochen gute Gesang Alissas erklingt, ist der langjährige Fan im ersten Moment gewiss mehr als überrascht. Die letzte Sängerin Angela hatte sich ausschließlich auf gutturalen Gesang spezialisiert; somit waren solche Experimente zuvor nur schwer möglich. Alissa war bei ihrer letzten Band *The Agonist* sowie bei manchen Gastauftritten für einen durchaus klaren Gesang bekannt, was diesen Schritt nicht ganz unlogisch erscheinen lässt. Dass das Stück zu Beginn aber sehr balladenhafte Züge enthält, ist hingegen eine gern gesehene Bereicherung des Repertoires der Band.

Erst zum Refrain hin wird das Stück nach einem sehr coolen Übergang etwas aggressiver und Alissas

bekanntere gutturale Stimme sorgt für einen sehr interessanten Gegensatz zu den Strophen. Insgesamt beinhaltet das Stück weniger unterschiedliche Elemente, als man es gewöhnt ist, doch die vorhandenen fügen sich sehr hübsch in die gesamte Stimmung ein. Besonders seien hier die sphärischen Keyboardklänge, welche in dieser Form ebenfalls etwas ungewöhnlich für *Arch Enemy* sind, sowie das ausgesprochen ruhige und gefühlvolle Solo zu erwähnen. Gegen Ende wird der Refrain noch etwas variiert, bevor sich dieses ungewöhnliche Stück dem Ende neigt. „Ungewöhnlich“ ist in diesem Fall jedoch nicht negativ zu verstehen. Vielmehr handelt es sich um ein äußerst geglücktes Experiment, welches positive neue Facetten der Band offenbart. Und hoffentlich dürfen wir in Zukunft hin und wieder mehr in dieser Richtung erwarten.

Damit endet die erste Seite des Albums, welches bis zu diesem Zeitpunkt im Großen und Ganzen überzeugen kann. Jedoch wird die positive Stimmung durch *Murder Scene* etwas getrübt. Dabei sorgt das knuffige Schlagzeugintro zunächst für etwas Vorfremde. Danach kommt der Hörer nur sehr schwer um einen Vergleich zum ersten Song *The Race* herum. Ähnlich wie beim Opener des Albums finden wir ein absurd hohes Tempo vor, welches sich durch nahezu das ganze Lied zieht. Der Refrain könnte potentiell Ermüdungsercheinungen vorbeugen, doch ist die eigentlich nette Melodie von so vielen Elementen überlagert, dass der Refrain im Gesamten kaum zur Geltung kommen kann.

Wie so oft vermag immerhin der zweite Teil des Songs für etwas Abwechslung zu sorgen. Einige nette Gitarrensoli in Tandem mit etwas vielseitigeren Gesangspassagen retten das Stück schließlich vor der gänzlichen Belanglosigkeit. Man möge mich hier nicht falsch verstehen, handwerklich ist an *Murder Scene* wenig zu beanstanden, doch das Lied bietet in Summe zu wenig, was hängen bleibt, und ist so bestenfalls solide. Dass das Ende auch generischer kaum sein könnte, hilft nicht wirklich.

Glücklicherweise macht *First Day*

In Hell diesen Fauxpas mehr als wett. Wie äußerst kreative Köpfe nun vermuten könnten, handelt es sich hierbei um einem äußerst düsteren und atmosphärisch dichten Song. Es ist vielleicht gar der bedrohlichste, welchen die Spielleute uns bis dato gegönnt haben. In diesem Sinne etabliert die Gitarre das ausgesprochen gelungene Hauptthema des Liedes, welches wir vor allem im Refrain in intensiverer Form prominent wiederfinden. Ebenjener Refrain fällt besonders positiv auf, denn neben dem erwähnten stampfenden Riff, findet sich zudem als Kontrast eine schöne, wohlklingende Gitarrenmelodie wieder. Dieser doch ziemlich harsche Kontrast mag auf dem Papier etwas unpassend wirken, doch in der Umsetzung sorgt er für die atmosphärisch dichteste Erfahrung des gesamten Albums.

Die Strophen, welche in den vorangegangenen Stücken gelegentlich etwas routiniert vorgetragen wurden, machen nun auch einen deutlichen Schritt nach vorne. Viele Überraschungen hier und da lockern das Lied massiv auf und es gelingt innerhalb der Strophen, das Tempo hochzuhalten, ohne dass zähe Passagen wie bei *Murder Scene* aufkommen wollen. Der einzige Kritikpunkt, welchen ich diesem Stück anlasten würde, ist, dass es nicht noch länger ist. Mit der Kreativität, welche bei Stücken wie *The World is Yours* deutlich wurden, hätte man das Lied vielleicht noch weiter ausbauen können und zum Herzstück des Albums machen können. So ist es nur ein weiteres herausragendes Stück, welches sich angenehm in das Album einfindet und es gleichermaßen wieder auf Kurs bringt.

Saturnine ist ein seltsames Kleinod, welches als ein wenig Encore zum Vorgängerlied fungiert. Es greift für eine Minute noch eine kleine Melodie aus dem vorigen Stück auf und spielt diese recht atmosphärisch für diese kurze Weile. Aus Platzgründen hatte man dieses Stück von der Schallplatte gestrichen und so ist es exklusiv auf CD sowie den digitalen Fassungen des Albums erhältlich. Doch auch wenn das Stück nicht stört, habe ich persönlich es auch nicht vermisst, da es eben nichts wirklich Neu-

es beiträgt und der Beginn des Folgestückes nicht ganz unähnlich diesem kurzen Instrumental ist. Es ist ganz nett, aber aufgrund seiner vernachlässigbaren Länge auch nicht mehr.

Ganz anders hingegen *Dreams of Retribution*, welches nicht nur das längste Stück des Albums darstellt, sondern auch eines der vielseitigsten. Das Intro etabliert eine sehr schöne, fast schon verträumte Melodie, welche später im Lied noch ein paar Mal aufgegriffen wird. Grundsätzlich hält man sich in diesem Stück nur sehr lose an eine klassische Strophe-Refrain-Struktur. Vielmehr finden wir zwar wiederkehrende Elemente, doch das, was man als ehesten als einen Refrain bezeichnen könnte, geht unter der schieren Anzahl der restlichen Ideen eher etwas unter. Zahlreiche, durchaus kreative Konzepte wechseln sich ab und dies gibt dem gesamten Stück einen wesentlich progressiveren Anstrich.

Insbesondere die Keyboardpassage, welche vor den Refrain gestellt wurde, bildet einen fantastischen Übergang zwischen diesen Elementen. Zudem fallen regelmäßig interessante Tempowechsel auf, welche ebenfalls für Abwechslung sorgen. Man könnte nun zahlreiche weitere interessante Ideen aufzählen; wie das stets wiederkehrende Motiv vom Beginn, welches gegen Ende auch den Abschluss des Songs darstellt und ihm einen runden Abschluss bereitet, doch würde man sich in den Kleinigkeiten nur verlieren. Gewiss handelt es sich um eines der komplexesten Stücke des Albums und es bedarf auch einiger Durchläufe, bis dass es sich einem gänzlich erschließt. Dann ist es aber stets ein großartiger Abschnitt des Album.

My Shadow And I ist ein doch ziemlich seltsames Stück, wenigstens für meinen Geschmack. Nicht in der Art, wie es konzipiert ist; doch weiß ich bis heute nicht so wirklich, was ich von ihm halten soll. Denn obgleich ich ihm wenig vorwerfen kann, will es sich nie wirklich einprägen. Die Strophen sind objektiv sehr interessant und abwechslungsreich gestaltet, und auch der Refrain taugt – für sich genommen – ebenfalls und sollte eigentlich im gesamten Album ziemlich herausstechen. Ich

denke, das Hauptproblem ist die etwas holprige Verzahnung aller Elemente. Nicht nur beginnt das Stück etwas wenig elegant; auch der Übergang zwischen Strophen und Refrain ist quasi nicht vorhanden und beide Kernstücke des Songs unterscheiden sich zu stark, als dass dies funktionieren kann. Vieles wirkt daher leider etwas unschön zusammengeklatscht, was äußerst schade ist um die durchaus interessanten Ansätze. Darüber hinaus findet sich im letzten Drittel noch ein ganz passables Solo, welches aber auch nicht viel rauszureißen vermag. Insgesamt gefällt mir das Stück zwar besser als zum Beispiel *Murder Scene*, da Teilaspekte wirklich sehr gut sind, doch in Summe wirkt das Stück leider nicht ganz zufriedenstellend.

Und so sind wir schon rasch im letzten Stück *A Fight I Must Win*, welches nun das Album zu einem runden Abschluss bringen soll. Ähnlich wie beim grandiosen *Time is Black* aus dem Vorgängeralbum griff man auf ein kleines Streichorchester zurück und die wunderbar tragische Melodie zu Beginn verheißt Großes. Auch als die Gitarren sich in dieser fantastischen Stimmung hinzugesellen, versprüht dies die zu erwartende Haltung von etwas Finale. Es ist ein tolles Intro, welches schließlich sehr unauffällig und elegant auf gewohntere Klänge überleitet.

Die Strophe als solche bietet nun gewohnte und doch gehobene *Arch Enemy*-Kost. Rasante Riffs mit ein paar überraschenden Momenten treiben das Lied voran, bis der großartige Refrain diese epische Melodie vom Beginn des Liedes erneut aufgreift. Ich finde es immer besonders nett, wenn Bands wie Arch Enemy mit größeren Melodiebögen arbeiten, da sie nicht nur Abwechslung ins Portfolio bringen, sondern durch ihr spärliches Auftreten auch umso effektiver wirken. Nachdem man mit Strophen und Refrain noch ein wenig gespielt hat, mündet das Stück in seinen stärksten Moment, in welchen für ungefähr dreißig Sekunden – von einer sehr simplen Melodie ausgehend – nach und nach immer mehr Elemente hinzugefügt werden. Dies schaukelt sich immer weiter nach oben zu einem großartigen Finale.

Eigentlich ist dieser Moment ziemlich „cheesy“, doch da wir uns dem Schluss des Albums nähern, finde ich etwas übertriebenen Pathos vollkommen in Ordnung.

Nun werden noch einige Themen variiert und der Refrain erklingt ein letztes Mal. Dies führt uns zu dem Finale, welches konzeptionell sehr gut funktionieren sollte, aber überraschend holprig in der Ausführung zu sein scheint. Man nimmt einen einfachen aber einprägsamen Riff, wiederholt sehr kraftvoll wieder und wieder dieselbe Zeile, während im Hintergrund mehr und mehr das Streichorchester übernimmt und dem Stück zu einem sauberen Ausklang verhelfen soll. Leider fadet die Band ziemlich unbeholfen aus und auch wenn das Orchester sehr cool beginnt, ist die Melodie der Streicher zum Schluss etwas beliebig und unausgereift. Man versucht sich hier an einer Art von Dramatik, welche zuvor nie etabliert wurde und so wirkt das ganze furchtbar unglücklich. Das ist besonders schade, denn der restliche Song ist ja ziemlich gelungen und eines Endes des Albums würdig.

Jenes hinterlässt insgesamt einen ausgesprochen positiven Eindruck. Zwar gefällt mir die erste Hälfte etwas mehr als die zweite, da sie etwas konsistenter zu sein scheint, doch im Gesamten hat man schon Schlimmeres gehört. Man sollte an dieser Stelle auch klar deutlich machen, dass *War Eternal* von diesem Album nicht vom Thron gestoßen werden kann, auch wenn es in vielerlei Hinsicht interessante Weiterentwicklungen gibt. Man opfert an vielen Stellen die Eingängigkeit des Vorgängeralbums und wagt sich stattdessen an mehr Komplexität und gänzlich neue Ufer. Viele dieser Experimente gelingen ziemlich gut und der Mut, welcher an der ein oder anderen Stelle bewiesen wird, ist mir sogar lieber als ein auch mögliches „War Eternal 2.0“, wobei man sich in seinem Erfolgsrezept nur wiederholt hätte.

Neueinsteigern würde ich daher das Vorgängeralbum ans Herz legen; wer sich jedoch mehr Komplexität wünscht, oder bereits gut mit dem bisherigen Katalog der Band vertraut ist, der macht mit *Will To Power* absolut nichts falsch.

Exploring Rhyme Within Its Historical Context in T. S. Eliot's *The Love Song of J. Alfred*

Prufrock

VON ADELE GUYTON

When CHARLES ALTIERI writes that T. S. ELIOT provided twentieth century poets with a wide array of forms within which to communicate contemporary complexity,^[2] the initial form that springs to mind is not rhyme, for reasons that seem obvious. Rhyme is the opposite of contemporary, and to the modern ear perhaps more at home in a children's book than in poems concerned with an "overwhelming question". Nevertheless, *The Love Song of J. Alfred Prufrock*^[4] is rhyming throughout, which raises several questions: first of all, what meanings and connotations of its own does rhyme carry? Secondly, how are these meanings incorporated in the poem? Thirdly, we will explore whether or not this use of rhyme was consonant with Eliot's purposes in light of his later criticism on the Metaphysical poets. In this essay, I will combine a discussion of the historical perception of rhyme with a reading of *Prufrock* that sees rhyme and structure as central to the voice of the poem. In examining rhyme as it relates to content, it becomes clear by illustrating Eliot's later concept of dissociation of sensibility, that *Prufrock* is a prime example of a dissociated modern voice.

Eliot's epigraphic use of DANTE invites us firstly to consider a fundamental difference between the modern perception of rhyme and that of the Middle Ages. Both *Prufrock* and the quoted verse from the *Inferno* deal with "the theme of paralysed self-consciousness".^[8] Both works are also rhymed, but where Dante writes of rhyme as contributing to the "sweetness of a whole unit in harmony",^[13] when Eliot uses the same device, it reads like a parody of Dante's harmony. This is particularly audible in line endings such as "tedious argument / ... insidious intent" (ll. 8–9) and

"cakes and ices / ... to its crisis" (ll. 79–80). They sound too rhymed, too musical. In order to find out why this is, and to explain why this difference between *Prufrock* and the chosen epigraph from the *Divine Comedy* is significant, we need to look back at the origins of rhyme in English in the "natural" music of the time.

The foundations of rhyme's use in English, most clearly seen in CHAUCER's couplets, lie in the lyric compositions of the French Middle Ages, and reflect the importance of musical structure as a part of poetry within this tradition.^[14] This is exemplified by GUILLAUME DE MACHAUT when he defines *scens*, *rhetorique* (the understanding of poetic techniques) and *musique* as the basic tools and capacities of the poet.^[7] SHIRLEY LUKITSCH, considering writings by both Machaut and Dante, concludes that it is likely that Machaut is drawing on a widely accepted definition.^[7] The fact that to medieval thinkers, the distinction between words and tones is fairly unimportant in defining music shows that a sound structure, such as rhyme, may have a meaning beyond the linguistic. We can see this in the way the strict mathematical sense of thirteenth century motets is independent of its text. Indeed, the text is shaped by the laws of the music,^[9] implying that no matter whether the text is sacred or secular, there is something to be communicated by the *order* of the piece. What then is the meaning that is created by placing such importance on the structures underlying the *scens*? JAMES WIMSATT states that the medieval view sees structure, specifically rhyme, as "forming a symbolic entity that looks outward to a spiritual realm where weight, number, and measure reveal divine beauty".^[13] Thus, when Eliot

rhymes in *Prufrock*, he is making use of a device which intuitively implies harmony and consonance. This does not, however, account for the irony we perceive in rhymes like the ones quoted above. This irony has its roots in a major transition of thought in the seventeenth century, the era in which MILTON described rhyme as "the invention of a barbarous Age, to set off wretched matter and lame Meeter".^[11] In other words, from being symbolic of divine harmony, rhyme has been relegated to nothing more than ornamentation. BASIL WILLEY's *The Seventeenth Century Background* describes this turnabout as the rise of Cartesian scientific thought interrupting the Scholastic sense of an ordered cosmos.^[12] In relation to *Prufrock*, the question is then whether, in harking back to Dante, Eliot is thinking of rhyme in the medieval sense or as ornamentation intended simply to amplify the content of the poem.

Within *The Love Song of J. Alfred Prufrock*, structure contributes to the expression of how "the integrity of the individual consciousness has broken down".^[3] This is visible in the sixth verse, in which Prufrock wonders whether he dares complete his errand, and describes himself as he does so. The rhyme on thin/chin/pin/thin (ll. 41–4) creates a solidity in the continuance of rhyme that seems to parody itself, as the content of the rhyming lines shows both the security of Prufrock's attire and the inner voices that doubt it, "they will say: 'How his hair is growing thin!'" (l. 41). What is implied by the continuity of rhyme is belied by Prufrock's inability to separate the inner world from the outer. This "breakdown" of previously defined meanings is further emphasised by the subsequent "break" within the stanza: "do I dare/disturb the uni-

verse?" (ll. 45–6). The "universe", as yet unrhymed, is a shock to the system, both disturbed and disturbing. The last lines of the stanza, however, return Prufrock and the reader to the uneasy peace of being able to "reverse" (l. 48). So it would seem that rhyme represents the stabilising force of description, while breaks between verses, such as at the transition between "Of lonely men in shirt-sleeves, leaning out of windows? ..." (l. 72) and "I should have been a pair of ragged claws" (l. 73) echo the jagged edges of Prufrock's subjective stream of consciousness. They can be read as the "fixity and flux" Eliot himself defines in his discussion of *vers libre*^[5] as the momentum of a poem, and as the push and pull between subjectivity and objectivity and other forces that work along this divide as experienced by the Modernist poets; to them, there is in essence no clear distinction anymore between inner and outer worlds^[2]. In this way, structure, including rhyme, augments the unclarity of *Prufrock's* content: "That is not what I meant at all. / That is not it, at all" (ll. 90–1). Altieri suggests that this style comes about because Eliot approaches his writing as "an effort to render psychic forces in conflict, without having to succumb to any single version of a speaking presence working ... to secure imaginary versions of the self".^[2] The narrative voice used in the poem is the internal dialogue of Prufrock, which allows us to consider whether the back and forth we have seen between unifying rhyme and verse breaks/enjambements could be Eliot's attempt not to "succumb" back into the mode of personal expression favoured by the Romantic period. Eliot himself describes this time as a "sentimental age".^[6]

Referring back to the longer history of rhyme above, it thus seems clear that Eliot is utilising this device in the second sense. Rhyme is here used for its qualities of stability, certainly, but to augment the verbal content of the poem, rather than to communicate the underlying picture of an ordered cosmos which appears to have been the purpose as-

cribed to rhyme by Dante, Machaut, and others. This would imply that the epigraph from Dante is valued chiefly for its content, rather than for the properties of its form. While this seems a perfectly ordinary use of rhyme in light of the stylistic intentions described by Altieri,^[2] this sentiment comes into question when we consider Eliot's later writings on the subject of "dissociation of sensibility".^[6]

In his 1921 essay (some six years after the publication of *Prufrock*) on the Metaphysical poets, Eliot too puts forward the idea that a great transition took place in English poetics in the mid-seventeenth century. He describes the difference between the Metaphysical poets and their successors as one of the unity of thought and feeling or the lack thereof; Milton and those who came after, according to Eliot, "think", but no longer "feel their thought as immediately as the odour of a rose".^[6] It is clear that the Eliot of 1921 regards the loss of thought as experience as a great loss to English verse and one that he wishes to remedy. If AUSTIN ALLEN's statement that Eliot was most interested in "defending poetry which is both witty and emotional, the kind of poetry that he himself was writing"^[1] is accurate, then it is possible that the Eliot who was writing and editing *The Love Song of J. Alfred Prufrock* also wished to bring these elements back together. The yoking of emotion with diverse images can be read in many moments in *Prufrock*, for instance in the famous "I have measured out my life with coffee spoons" (l. 51). The unexpected, highly visible metaphor for a methodical, mundane life is worthy of a pessimistic Metaphysical, and may be compared to unlikely similes used by the likes of Andrew Marvell comparing an impossible love to a pair of straight lines: "ours so truly parallel, / though infinite, can never meet"^[10, ll. 27–8]. For this aspect of a dissociation of sensibility, Eliot is very much addressing the issues he perceives in verse after the Metaphysical poets. As Allen concludes, however, Eliot's perception of the dissociation of sensibility does not

go beyond the loss of "felt" thought: he is "not concerned with this loss of belief in poems",^[1] which is the central to Basil Willey's^[12] account of the changes in seventeenth century poetry. Here, Eliot's dissociation of sensibility in the sense of the separation of wit and emotion is only one aspect of a much larger intellectual shift in which "poetry had been reduced to catering for 'delight' ... having no relation to 'reality'".^[12] In order to fully address this schism in *Prufrock*, then, Eliot would have had to reply intellectually and emotionally not only to the content of the diverse literary and religious sources such as the *Divine Comedy* quoted in *Prufrock*, but to the world-views embedded in their uses of rhyme and structure. In other words, while Eliot is highlighting dissociation in modern, urban life, he cannot fully "put the material together again in a new unity"^[2] as he considers the Metaphysical poets to have done.

To conclude, rhyme in *The Love Song of J. Alfred Prufrock* serves to augment the content of the poem. In placing the subjective and the objective side by side through verbal meaning and echoing rhyme, Eliot achieves sufficient impersonality to ensure "a constant emptiness"^[2] that is characteristic of *Prufrock* and his context. As such, *Prufrock* is completely successful in illustrating the dissociation of sensibility identified by Eliot^[6] and Willey.^[12] If Eliot was in fact attempting to remedy this separation in modern English poetics, however, his perspective of it is too focused. In light of the above discussion of the deeper connotations of rhyme, instead of providing a cure to the question of dissociation of sensibility, his early poetry "became the deepest symptom of the disease"^[2]. Whether or not Eliot was able to write beyond the "disease" in his later poetry is a question for another day; *The Love Song of J. Alfred Prufrock* remains a work that, in terms of rhyme, operates within the lineage of Milton with all that this entails.

[1] Allen, A. (1962) "T. S. Eliot's Theory of Dissociation", *College English*, vol. 23, no. 4, pp. 309–312, National Council of Teachers of En-

- glish. URL: <http://www.jstor.org/stable/373077> (Accessed 3 November 2017).
- [2] **Altieri, C.** (1994) "Eliot's impact on twentieth century Anglo-American poetry" in ed. Moody, A. D., *The Cambridge Companion to T. S. Eliot*, Cambridge, Cambridge University Press. URL: <https://doi-org.libezproxy.open.ac.uk/10.1017/CCOL0521420806> (Accessed 29 September 2017).
- [3] **Crane, H.** (1923) Letter to Alan Tate in ed. Weber, B. (1966) *The Complete Poems, and Selected Letters and Prose*, Garden City, Anchor in Altieri, C. (1994) "Eliot's impact on twentieth century Anglo-American poetry" in ed. Moody, A. D., *The Cambridge Companion to T. S. Eliot*, Cambridge, Cambridge University Press. URL: <https://doi-org.libezproxy.open.ac.uk/10.1017/CCOL0521420806> (Accessed 29 September 2017).
- [4] **Eliot, T. S.** (1915) *The Love Song of J. Alfred Prufrock*, ed. Wain, J., Oxford, Oxford University Press (1986).
- [5] **Eliot, T. S.** (1917) "Reflections on Vers Libre", *New Statesman*, 3 March, pp. 518–519. URL: http://world.std.com/~raparker/exploring/tseliot/works/essays/reflections_on_vers_libre.html (Accessed 8 November 2017).
- [6] **Eliot, T. S.** (1921) "Review of Metaphysical Lyrics and Poems of the Seventeenth Century: Donne to Butler", *Times Literary Supplement*, October 1921. URL: http://www.uwo.edu/numimage/eliot_metaphysical_poets.htm (Accessed 8 November 2017).
- [7] **Lukitsch, S.** (1983) "The Poetics of the 'Prologue': Machaut's Conception of the Purpose of his Art", *Medium Aevum*, vol. 52, pp. 258–272, Oxford, Oxford University Press. URL: https://search-proquest-com.libezproxy.open.ac.uk/docview/1293318476?rfr_id=info%3Axri%2Fsid%3Aprimo (Accessed 30 October 2017).
- [8] **Mays, J. C. C.** (1994) "Early poems: from 'Prufrock' to 'Gerontion'" in ed. Moody, A. D., *The Cambridge Companion to T. S. Eliot*, Cambridge, Cambridge University Press. URL: <https://doi-org.libezproxy.open.ac.uk/10.1017/CCOL0521420806> (Accessed 29 September 2017).
- [9] **Martinez-Göllner, M. L.** (1999) "Poetic Line and Musical Structure in the 13th-Century Motet", *Anuario Musical*, vol. 54, pp. 3–24, Barcelona, Consejo Superior de Investigaciones Científicas. URL: https://search-proquest-com.libezproxy.open.ac.uk/docview/1300377702?rfr_id=info%3Axri%2Fsid%3Aprimo (Accessed 30 October 2017).
- [10] **Marvell, A.** (1681) *The Definition of Love*, ed. Burrow, C., London, Penguin Classics (2006).
- [11] **Milton, J.** (1674) *Introduction to Paradise Lost* Chicago, The Poetry Foundation (2009). URL: <https://www.poetryfoundation.org/articles/69378/introduction-to-paradise-lost> (Accessed 29 September 2017).
- [12] **Willey, B.** (1934) *The Seventeenth Century Background: Studies in the Thought of the Age in Relation to Poetry and Religion*, New York, Columbia University Press.
- [13] **Wimsatt, J. I.** (2001) "Natural Music in Middle French Verse and Chaucer", in ed. Gaylord, A. T., *Essays on the Art of Chaucer's Verse*, New York and London, Routledge.
- [14] **Wimsatt, J. I.** (1994) "Rhyme/reason, Chaucer/Pope, icon/symbol", *Modern Language Quarterly*, vol. 55, no. 1, pp. 17–47, Durham, NC, Duke University Press. URL: <http://go.galegroup.com/ps/i.do?p=LitRC&sw=w&u=tou&v=2.1&id=GALE%7CA15524107&it=r&asid=132d1675470b1be8606356ea1650acee> (Accessed 30 October 2017).

LEBEN

Von Elfen, Trollen und der Unberechenbarkeit der Natur

Ein Reisebericht aus Island, Teil 2

VON MARIA RAVVINA



Foto: Maria Ravvina

Im Juli 2017 hatte ich die Gelegenheit, einen Monat auf Island zu verbringen und das Land der Elfen und der Trolle selbst zu erleben. Ein wenig von der Magie des Landes möchte ich in diesem Reisebericht wiedergeben.

Im ersten Teil des Reiseberichtes^[1] ging es um Wasserfälle – kommen wir nun von den Wasserfällen zu den Geysiren. Dabei handelt es sich um heiße Quellen, die das Wasser in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen ausstoßen. Im Heißwas-

sertal *Haukadalur* im Südwesten Islands hat man das Glück, auf Geysire wie den *Strokkur* zu treffen, welche sehr regelmäßig hohe Fontänen ausstoßen. Des Weiteren kann hier der *Große Geysir* besichtigt werden, welcher namensgebend für diese geothermalen Quellen an sich war.

Doch Island hat mehr zu bieten als nur Wasserfälle und Geysire. Meer zum Beispiel.¹ Dieses ist als solches nicht unbedingt direkt interessant, allerdings wäre Island nicht Island, wenn es am Meer nichts Besonderes

gäbe.

Zunächst einmal: Von was für einem Meer reden wir überhaupt? Island ist umgeben vom Atlantischen Ozean. In diesem kann man prinzipiell auch schwimmen – zumindest, wenn man kalteresistent ist oder sich am Strand *Nauthólsvík* im Süden Reykjavíks befindet. Dieser beherbergt nicht nur ein Freibad, sondern auch eine beheizte, ruhige Bucht. Letztere ist auch für absolute Frostbeulen geeignet.

¹Die Redaktion würdigt diesen flachen Witz ausdrücklich.

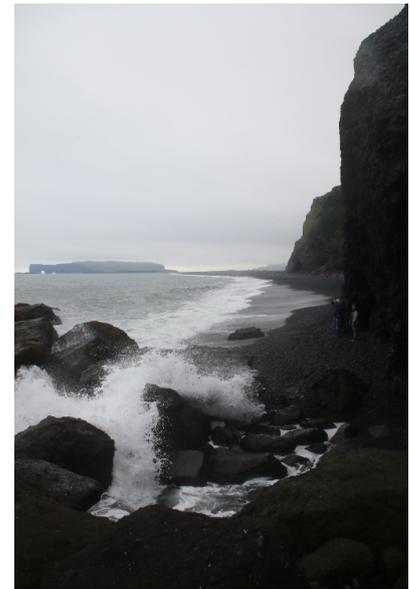


Abb. 4.1: (1) Der Strokkur (2) Die Reynisfjara mit der Halbinsel Dyrhólaey im Hintergrund

Die isländische Küstenlandschaft kann aber auch ganz anders, wie man am schwarzen Strand namens *Reynisfjara* (bei Vík gelegen) sieht. Die sonderbare Farbe der Reynisfjara erklärt sich durch die vulkanische Aktivität in der dortigen Gegend. Direkt angrenzend liegt die Halb-

insel *Dyrhólaey*, welche 115 Meter aus dem Meer herausragt. Besucht man diese Halbinsel, so hat man gute Chancen, den Papageientaucher zu Gesicht zu bekommen.²

Mit den Gletschern ist es in Island wie mit den Wasserfällen: Es gibt sehr viele, aber welcher der schönste

ist, kann man nicht sagen. In jedem Falle sind sie alle sehr imposant, wie z. B. die südlich gelegene Gletscherzunge *Sólheimajökull* des Gletschers *Mýrdalsjökull*. Allein die Gletscherzunge ist 10 Kilometer lang und es wert, besichtigt zu werden.

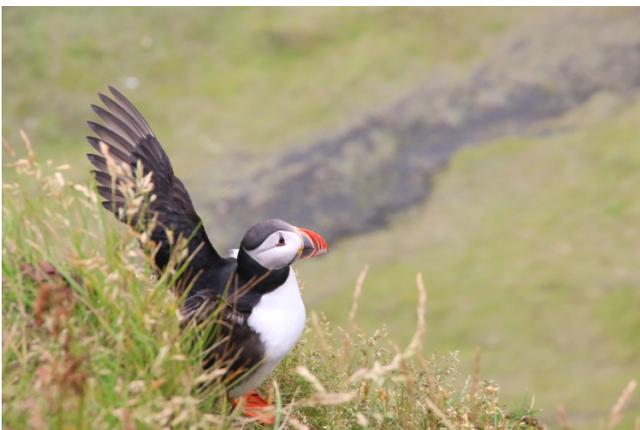


Abb. 4.2: (1) Ein Papageientaucher³(2) Die Gletscherzunge Sólheimajökull

Kommen wir nun zum letzten Naturschauspiel, welches vermutlich die meisten Menschen spätestens seit 2010 mit Island in Verbindung bringen: den Vulkanen.

Island ist ein Land mit sehr hoher vulkanischer Aktivität und sehr vielen Vulkanen. Alle paar Jahre kommt es zu kleineren Vulkanausbrüchen, welche die Isländer jedoch

mit Gelassenheit nehmen: Meistens fahren sie eher zu diesen Naturschauspielen hin, als vor ihnen zu fliehen. Auf viele inzwischen nicht mehr aktive Vulkane kann man hinaufsteigen.

Wer sich für Vulkane und deren Entstehung interessiert, dem sei das „LAVA – Iceland volcano and earthquake centre“ empfohlen, welches eine wirklich hervorragende in-

teraktive Ausstellung dazu beherbergt. Und zu guter Letzt: Das Ding heißt *Eyjafjallajökull*⁴, das kann doch nicht so schwer sein!

[1] **Ravvina, Maria.** *Von Elfen, Trollen und der Unberechenbarkeit der Natur.* NEOLOGISMUS, September 2017, S. 16ff

²Die Gefahr des Wassers ist an der Reynisfjara leider oft unterschätzt, wodurch es auch immer wieder zu Todesfällen kommt. Jedem Besucher dort sei geraten, die Warnschilder ernst zu nehmen und sicheren Abstand zum Wasser zu halten.

³Bei diesem niedlichen Tierchen handelt es sich um das inoffizielle Maskottchen Islands.

⁴Und das ist gar nicht so schwer auszusprechen. Eyja-fyat-lah-jö-ku-tl. Geht doch, oder?

KREATIV

Der Schöne und das Biest

VON CHARLOTTE MERTZ

Ein Junge schlendert durch eine dunkle Gasse. Sein Rucksack hängt schief auf seinem Rücken und seine Hände vergräbt er in den Hosentaschen. Er hat es nicht eilig. Er ist auf dem Weg nach Hause. Doch dort gibt es nichts für ihn. Er hatte den Nachmittag alleine in der Stadt verbracht, hatte die Tauben gejagt und Lilys Haus beobachtet. Doch abgesehen von ihrer Mutter, die wohl in der Küche zugange gewesen war, hatte er nichts Besonderes hinter den Fenstern erkennen können. Nach kurzer Zeit hatte er bereits gefroren, abgekühlt vom stetigen Nieselregen, der ihn mit feinen Tropfen langsam benetzt hatte.

Doch nun muss er zurück in sein trostloses Zuhause, wo ihn nichts erwartet als seine stetig jammernde Mutter. Er ist an einer Treppe angekommen, die mit steinernen Stufen den Weg in die Tiefe führt. Dunkel sind die Steine, die ihn ringsherum umgeben. Die Hauswände stützen sich an den Giebeln fast aneinander und so wird der Rest des spärlichen Sonnenlichts beinahe gänzlich verschluckt. Dies ist seine Lieblingsgasse, unheimlich und zugleich wundersam beruhigend. Seine ungelassenen Schritte führen ihn immer weiter nach unten, in einem steilen Winkel. Plötzlich kann er auf den Stufen unter ihm einen kleinen, dunklen Schemen erkennen.

Eine Ratte!

Langsam geht der Junge in die Hocke, während er das Tier nicht aus den Augen lässt. Nur für einen kurzen Moment schaut er suchend auf den Boden und voller Freude sieht er neben sich einen etwa faustgroßen Stein liegen. Langsam und bedächtig nimmt er den Stein in die Hand und wirft diesen mit einer plötzlichen Bewegung beherzt Richtung Ratte. Er sieht den Stein kaum noch in der Dunkelheit der Gasse, aber er hört ein schmerzvolles Quicken,

welches ihm verrät, dass er sein Ziel getroffen haben muss. Schnell tapst er die restlichen Stufen zur Ratte herunter, die sich nicht von der Stufe weg bewegt hat. Von der Kreatur ist ein durchdringendes Fiepsen und Kreischen zu hören, ein Ausdruck lebensbedrohlichen Schmerzes. Der Junge geht wieder in die Hocke und betrachtet mit großen Augen den sich windenden Körper. Er muss sehr hart geworfen haben, denn die Seite der Ratte ist offen und ein paar Gedärme hängen aus dem kleinen Leib. Langsam streckt der Junge seine Hand nach vorne, mit ausgestrecktem Finger, und nähert diesen der Wunde an.

„Tom, du solltest das Tier erlösen.“

Eine sehr sanfte Stimme, die dem Jungen eine Gänsehaut über den Rücken jagt, erklingt plötzlich direkt neben ihm. Erschrocken blickt er nach oben und sieht eine dunkle Gestalt auf den Stufen über ihm sitzen. Schnell nimmt Tom seine Hand wieder zurück und richtet sich blitzartig auf. Er hat ein sehr merkwürdiges Gefühl in seinem Bauch, eine Mischung aus Schock, Angst und Neugier.

„Wer sind Sie?“, fragt Tom. Die Ratte zu seinen Füßen wimmert noch immer. Woher weiß der Mann seinen Namen? Was macht er hier in dieser Gasse? Wie ist er unbemerkt neben ihn gekommen? Möglichst unauffällig macht sich Tom bereit für eine hastige Flucht nach hinten, sollte es nötig sein.

„Ich nenne meinen Namen nicht“, flüstert die Stimme. Die Schmerzenslaute der Ratte werden nun leiser, Tom hört ein leises Keuchen aus der Richtung des Bodens kommen.

„Siehst du nicht, dass diese Ratte leidet?“, fragt die Stimme und Tom meint eine Art Mitleid heraushören zu können. Er starrt den Mann weiterhin einige Sekunden lang an. Das

Gesicht des Mannes ist, zusätzlich beschattet durch einen Hut, in der Dunkelheit kaum zu erkennen. Langsam richtet sich Toms Blick wieder Richtung Boden, hin zur Ratte. Der keuchende Körper zuckt vor Schmerzen hin und her. Erneut geht der Junge in die Hocke und betrachtet ratlos die sterbende Ratte. „Was soll ich tun?“ fragt er, mit starrem Blick auf das sich windende Tier. Eine behandschuhte Hand taucht plötzlich in seinem Sichtfeld auf und bietet ihm einen Gegenstand an. Mit einem kurzen Blick nach oben erkennt Tom eine Art Nadel, die an einem Griff befestigt ist. Das Ganze erinnert ihn vage an einen Dolch, wobei die Klinge jedoch ausgetauscht wurde durch eine vielfach verlängerte Nähnaedel seiner Mutter. Vorsichtig umschließt er den Griff mit seiner Hand und führt die Nadel behutsam zu dem kleinen Kopf. Mit einer raschen Bewegung durchstößt er diesen präzise und augenblicklich breitet sich wieder eine sanfte Stille aus.

„Danke“, sagt der Unbekannte. Wortlos gibt Tom ihm seine Nadel zurück, bewegt sich einen Schritt nach hinten und drückt seinen Rücken an die Hauswand. Zwischen ihnen eine tote Ratte, hinter ihnen die dunklen Wände. Er beobachtet, wie der Mann seine Nadel sorgfältig in seinem Mantel verstaut. Als er damit fertig ist, hebt er seinen Blick. Tom kann nun schemenhafte Gesichtszüge erkennen. Erschrocken drängt er sich näher an die Hauswand hinter ihm und starrt in das Gesicht. Er kann seinen Blick einfach nicht abwenden, er befiehlt seinen Augen, besser hinzusehen. Mit einer eleganten Bewegung dreht sich der Mann jedoch weg und beginnt, die Stufen nach oben zu erklimmen. Toms Blick ist noch immer gegen die gegenüberliegende Hauswand gerichtet, unfähig, zu begreifen, was er gerade gesehen hat. Er hört, wie

sich die Schritte immer weiter entfernen, bis sie schließlich verklingen. Wie aus einer Trance erwacht kommt Tom wieder in der Realität an, schüttelt sich kurz und läuft dann mit

schnellen Schritten die Treppe weiter nach unten. Er sieht nicht die Stufen, er sieht auch nicht die Gasse, er sieht nicht die Straße auf der er läuft, sieht nicht die Häuser an

denen er vorbeizieht. Alles, was er sieht, ist das schönste Gesicht, das er jemals gesehen hat, das Gesicht des Unbekannten.

Fortsetzung folgt ...

Weg

VON CHARLOTTE MERTZ



Rote Blätter
Warme Kerzen
Herbstgefühle

Nasse Wege
Feuchte Haare
Klamme Kühle



Klare Luft
Klarer Kopf
Schneller Schritt

Ferner Zug
Vogelflug
Nehmt mich mit

Ein Weihnachtsgedicht

VON LUKAS HEIMANN



Im Schnee über die Autobahn.
Ihr fragt euch vielleicht: Na wieso?
Die Antwort werde ich mir spar'n,
denn sie läuft im Radio:

„Driving home for Christmas“,
denn wie ihr wisst, ja, ist es
das Fest des Beieinander-Sein
bei Weihnachtsbaum und Kerzenschein.

Doch der Verkehr wird immer dichter
wie der Schnee, der leise fällt.
So sieht man nur die Bremslichter
– die Kolonne hält.

Ein Mercedes steht links,
ein Toyota dahinter.
Und vor uns ein Truck –
tief im Stau – mit Warnblinker.

Der Fahrer, der Gute,
steht an der Ladeluke.
'ne Menge zu ihm eilt,
weil er Sachen verteilt:

Holt Cola, Sprite und Fanta raus,
denn er ist es: Santa Claus

Vier weitere Weihnachtsgedichte gibt es in
der [letztjährigen](#) [November-Ausgabe](#) des
NEOLOGISMUS